

Der Tempel
der flammenden Herzen

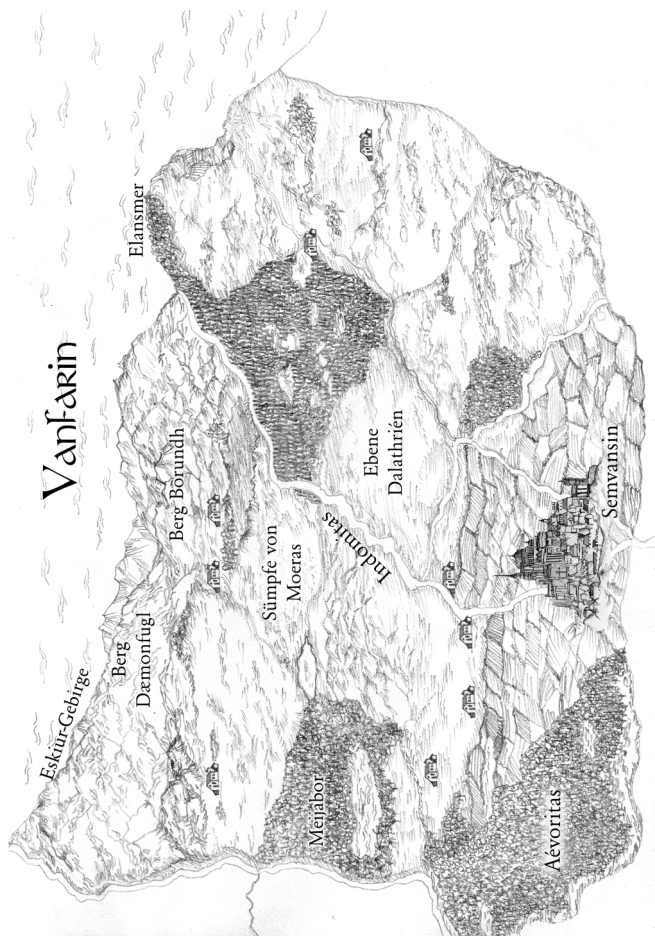
Amalia Zeichnerin

Klappentext

Einige Jahre sind vergangen, seit eine Untotenarmee das Land Vanfarin verwüstet und mit einem Krieg überzogen hat. Der junge Jhorin hat alles verloren: seine Familie, sein Heim in einem Dorf, eine mögliche Ausbildungsstelle. Mittlerweile lebt er in der Hauptstadt Semvansin auf der Straße und schlägt sich mit gelegentlichen Tagelöhnerarbeiten durch. Der Vertreter einer Sekte lockt ihn und eine Freundin in seine Gemeinschaft. Zunächst scheint dort alles ganz wunderbar zu sein, außerdem lernt Jhorin einen Mann kennen, zu dem er sich sehr hingezogen fühlt. Aber der schöne Schein trügt ...

Inhaltswarnungen

Dieser Fantasyroman spielt in einem eigentlich fortschrittlichen, queerfreundlichen Land, teilweise aber in einer sehr queerfeindlichen Umgebung. Weitere Inhaltswarnungen: drei explizite Sexszenen (einvernehmlich), internalisierte Homophobie, sexueller Missbrauch (nur angedeutet, keine drastischen Schilderungen), Gewalt, Mord, Folter, Leichen, posttraumatische Belastungsstörung (nur angedeutet), Ableismus, Erbrechen, Verlust von Angehörigen und Trauer, Obdachlosigkeit und Armut.



Kapitel 1

Jhorin schälte sich aus der fadenscheinigen, löchrigen Decke, in die er sich in dieser Herbstnacht gehüllt hatte. Wie jeden Morgen nach dem Aufwachen stand ihm wieder vor Augen, was und wen er alles verloren hatte. In seinem Magen bildete sich wie schon so oft ein kalter, harter Klumpen. Tränen wollten sich ihren Weg bahnen. Nicht schon wieder! Er blinzelte sie weg, so gut es ging. Was blieb, war ein graues Gefühl. Sinnlosigkeit. Leere. Verdammt, wann würde das endlich aufhören? Welchen Sinn hatte es überhaupt, aufzustehen? Am liebsten hätte er sich wieder umgedreht und die Welt, die so grausam sein konnte, ignoriert. Aber bei der himmlischen Stelaria, das war verdammt noch mal nicht möglich. Er würde als Leiche enden, gestorben an Unterkühlung! Und auch wenn sein Leben keinen Sinn haben mochte, klammerte er sich immer noch daran, mit dem bisschen Kraft, das ihm geblieben war. Mit einem Seufzen richtete er sich auf. Die Decke war feucht und die nächtliche Kälte hatte sich in seine Glieder gefressen.

Er lebte auf der Straße – seit die Untoten Vanfarin verwüstet hatten, war ihm nichts mehr geblieben. Jeden verdammt Tag musste Jhorin sich fragen, wo er etwas zu essen fand. Wie er zumindest ein paar Münzen verdienen konnte. Manchmal bettelte er auf dem Marktplatz der Hauptstadt Semvansin, weil ihm nichts anderes übrig blieb.

Jhorin fuhr sich durch das zerzauste mausbraune Haar und über die Bartstoppeln, die sein Kinn bedeckten. Ein richtiger Bart wollte ihm nicht wachsen, es war einfach nur ein lückenhaftes Gestrüpp. Das war schade, denn mit einem Vollbart hätte er sicher etwas älter gewirkt. Was hier draußen auf den Straßen von Vorteil war ...

Jhorins graue Gedanken wanderten zurück zu seiner Familie, und wieder musste er gegen Tränen ankämpfen. Verdammt, es war schon so lange her. Drei verdammte Jahre, und dennoch kam es ihm vor, als sei es erst vor kurzer Zeit geschehen. Die Eltern und seine Schwester waren bei dem Angriff auf das Dorf ums Leben gekommen. Seine Großeltern hatten zu den ersten gezählt, die von den Untoten angefallen worden waren. Niemand hatte sie mehr retten können. Das Haus, in dem sie alle gelebt hatten? Niedergebrannt. Der Tischler, bei dem Jhorin eine Ausbildung begonnen hatte, lebte ebenfalls nicht mehr. Seine Werkstatt? Von den Feinden zertrümmert.

Die Untotenarmee war besiegt worden. Jhorin war in die Hauptstadt aufgebrochen, weil sein Dorf zerstört war. Von einer Frau auf der Durchreise hatte er erfahren, dass ein finsterner Magier die untote Plage heraufbeschworen hatte. Doch es wurde erzählt, dass dieser Unhold mittlerweile tot sei und keinen Schaden mehr anrichten könne. Und seit jener Zeit hatte Jhorin keine Untoten mehr gesehen ...

Er schüttelte die scheußlichen Bilder in seinem Geiste ab, aber wie jeden Morgen seit damals fiel es ihm al-

les andere als leicht. Er streckte sich, sprang ein paar Mal auf und ab, um seinen Kreislauf in Schwung zu bringen. Wie so oft quälte ihn Hunger, der ihm beißend in den Magen stach. Seine Kleidung war mittlerweile abgerissen und eigentlich hätte er mehrere Löcher flicken müssen. Aber er konnte nicht gut mit Nadel und Faden umgehen, außerdem besaß er weder das eine noch das andere.

Vor drei Jahren hatte Jhorin gehofft, hier in Semvansin eine Arbeit oder Ausbildungsstelle zu finden. Aber die Nachfrage nach letzteren war sehr hoch und es war ihm nicht gelungen, einen Handwerksmeister von seinem Können zu überzeugen. An seinem Alter lag es nicht, erst vor zwei Jahren war er volljährig geworden. Da ihm nichts anderes übrig blieb, lebte er mittlerweile von Tagelöhnerarbeiten. Allerdings reichte das Geld nicht für eine ständige Bleibe. Deshalb schlief er, wo immer er einen Unterschlupf fand.

Jhorin schlug den Weg zum Rathaus ein, das sich ungefähr in der Mitte von Semvansin befand. Unterwegs kam er am großen Marktplatz vorbei. Dieser verfügte über zahlreiche feste Stände, die auch überdacht waren. Was für ein Trubel, und das schon so früh am Tage! Jhorin hörte das Gegacker von Hühnern, der Geruch von Obst und Gemüse wehte zu ihm herüber, was ihn wieder schmerzhaft an seinen Hunger erinnerte. Die Marktschreier machten sich warm, priesen lautstark ihre Waren an. Mehrere Menschen und andere Wesen – Elfen, Ogrra und Zwerge – schlenderten über den Platz. Eine hochgewachsene Ogrra verhandelte gerade

mit einem Zwerg, der ihr ein Kurzschwert zeigte. Sicherlich ein Schmied, oder zumindest ein Händler für Schmiedekunst? Die Ogrra hatte hellgraue Haut und zwei kleine Hörner, die sie mit silbernen Ringen geschmückt hatte.

Der Zwerg hatte mehrere Zöpfe in seinen Bart geflochten und gestikulierte hin und her, aber Jhorin konnte nicht verstehen, was er mit der Ogrra besprach.

Auch die anderen Leute begutachteten das Angebot auf dem Markt und feilschten mit den Händlern. Ein lautes Stimmengewirr gesellte sich zu den Geräuschen der Hühner. Jhorin blickte sich aufmerksam um, konnte aber keine bekannten Gesichter entdecken.

Die Kälte der Nacht war einem kaum minder kalten Tag gewichen. Jhorin warf einen prüfenden Blick hinauf in den Himmel. Schwere graue Wolken säumten diesen. Bestimmt würde noch etwas herunterkommen. Hoffentlich fand er bis dahin einen Unterschlupf, der den Regen fernhielt! Klatschnasse Kleidung war das Letzte, was er gebrauchen konnte.

Schließlich erreichte Jhorin den Fuß des Hügels, auf dem das Rathaus erbaut war. Dort tagte auch das Parlament von Vanfarin regelmäßig. Das alte Bauwerk thronte über der restlichen Stadt, verfügte über mehrere miteinander verbundene Gebäude und einige Türme. Früher war es die königliche Burg gewesen. Aber die Monarchie war schon lange vor Jhorins Geburt abgeschafft worden. Er kannte sie nur aus Erzählungen und Überlieferungen. Jhorin keuchte und schwitzte, als er sich an den Aufstieg machte. Er war nicht gut in

Form, das lag gewiss auch an der schlechten und unregelmäßigen Ernährung. Was leider auch bedeutete, dass er schwere körperliche Arbeiten nicht gut bewältigen konnte.

In einem der Nebengebäude des Rathauses wurden täglich Tagelöhnerarbeiten angekündigt. Das Herz sank Jhorin, als er die vielen Leute bemerkte, die sich in dem Raum eingefunden hatten – in der Hoffnung auf einige Stunden oder Tage mit bezahlter Beschäftigung. Den einen oder anderen kannte er schon vom Sehen. Manche von ihnen trugen ebenso abgerissene Kleidung wie er, andere wirkten etwas gepflegter.

Hier lief alles nach dem Motto: Wer zuerst kam, mahlte zuerst. Eine Frau mit hellbrauner Haut, die ein langes kobaltblaues Kleid trug und ihr schwarzes Haar kunstvoll aufgesteckt hatte, rief verschiedene Arbeiten aus. Mehrere Leute meldeten sich per Handzeichen. Die Frau nickte ihnen zu und trug sie mit einer langen Schreibfeder in eine Liste ein.

Jhorin entdeckte seine Freundin Insaylin, die wie er ebenfalls auf der Straße lebte. Sie hatte aschblondes Haar, das sie an diesem Tag wie meistens zu mehreren Zöpfen geflochten hatte, die eng an ihrem Kopf anlagen. Ihr graubraunes Kleid mit den langen Ärmeln hatte schon bessere Zeiten gesehen, ebenso der alte Mantel, in den sie sich gehüllt hatte.

Er winkte ihr, woraufhin sie zu ihm hinüberkam.

»Hallo, Jhorin. Ich fürchte, heute bin ich zu spät dran«, sagte sie mit einem müden Lächeln.

»Ruhe bitte!«, wurden sie von der Frau in dem blauen Kleid ermahnt.

Jhorin zog Insaylin in eine kurze Umarmung. Während sie darauf warteten, an die Reihe zu kommen, begann sein Magen hörbar zu knurren.

Am Ende gingen sowohl Insaylin als auch er leer aus, ebenso einige andere der Wartenden. Darunter war auch eine Elfe mit spitzen Ohren und langem, dunkelbraunem Haar, die verärgert das Gesicht verzog, ehe sie das Gebäude verließ.

»So ein Mist!«, fluchte Jhorin, als er mit Insaylin nach draußen ging.

Sie machte eine wegwerfende Geste. »Mach dir nichts draus. Ich werde morgen früher hierherkommen, dann bin ich eine der Ersten in der Warteschlange. Mach das doch auch.«

»Ja, ich werde es versuchen.«

Sie musterte ihn mit goldbraunen Augen. »Kommst du mit runter zum Marktplatz? Ich habe noch etwas Geld von gestern, ich kann uns ein Frühstück ausgeben.«

Jhorin wollte das abwehren. »Aber das hast du doch erst vor ein paar Tagen gemacht. Ich habe schon ein schlechtes Gewissen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das brauchst du nicht. Du kannst dich irgendwann bei mir revanchieren.«

Dankbar blickte er sie an. »Na gut, dann sage ich nicht Nein.«

Sie machten sich an den Abstieg vom Hügel und erreichten den Marktplatz. Dort kaufte Insaylin für sie beide geröstete Kräuterbrote und einige Äpfel, dazu zwei Becher mit frisch gepresstem Saft. Ein Festmahl, das lange reichen musste. Jhorin bedankte sich bei ihr und schlang das Essen viel zu schnell hinunter. Der Saft stillte seinen Durst kaum, weil er so süß war. Aber er wollte sich nicht beklagen.

In der Nähe des Standes mit den Speisen und Getränken hatte sich ein Mann in einer violettfarbenen Robe auf eine Kiste gestellt. Er hatte rosige, teilweise etwas gerötete Haut und einen langen grauen Bart. Ob das ein Schausteller war, der eine Darbietung aufführen wollte? Oder ein Zauberer, der Karten- und andere Tricks beherrschte? Oder gar einer, der echte Magie vollbringen konnte? Aber nein, die magisch begabten Wesen des Landes stellten ihre Fähigkeiten wohl kaum auf einem Markt zur Schau, oder?

»Ich will mir das mal ansehen«, sagte Jhorin und deutete auf den Fremden.

»Klar, warum nicht.« Insaylin folgte ihm.

Der ältere Mann in der violettfarbenen Robe hob gerade beide Hände, als ob er die Menge segnen wolle. »Liebe Bürgerinnen und Bürger, mein Name ist Gerit und ich möchte euch einiges erzählen. Ist euch das Dasein in Semvansin zu eintönig oder voller Mühe und Plage? Sehnt ihr euch nach dem Segen der Gottheiten? Seid ihr auf einer spirituellen Suche, nach dem Sinn des Lebens? Hört meine Worte: Auch ich war einst ein Suchender, habe mich verirrt und bin vom Weg abgekom-

men. Aber dann habe ich den wunderbaren Meister Rhionhard kennengelernt. Seine Lehren und unermessliche Weisheit haben mich der Erleuchtung ein ganzes Stück nähergebracht. Wenn ihr euch uns anschließt, kann das auch euer Weg sein.«

Jhorin lauschte dem Mann mit wachsendem Staunen. Das klang zu gut, um wahr zu sein, oder? Den Sinn des Lebens finden ... Er hatte schon mehr als einmal darüber nachgegrübelt, in den kalten, grauen Stunden der Nacht, wenn er nicht schlafen konnte. Aber er hatte nie eine Antwort darauf gefunden. Aber vielleicht gab es da draußen etwas, das auf ihn wartete? Antworten auf seine vielen Fragen? Zum ersten Mal seit Langem verspürte er einen Hunger, der nicht aus seinem Magen kam. Einen Hunger nach etwas Höherem, nach Weisheit und Erkenntnis.

Und dieser Mann, Gerit, schien beides gefunden zu haben, dank dieses Meisters.

Eine Frau mit kurzen, dunklen Locken, die neben Jhorin stand, schien das ganz anders zu sehen. Sie schüttelte mit genervter Miene den Kopf und verließ den kleinen Pulk der Leute, die dem angeblich fast Erleuchteten zuhörten.

»In der Gemeinschaft der flammenden Herzen könnt ihr an der Weisheit des Meisters Rhionhard teilhaben«, fuhr dieser fort. »Der Tempel ist nicht weit und ich verfüge über zwei Kutschen, mit denen wir dorthinfahren können.«

»Aber was kostet das denn?«, fragte eine rothaarige Person, deren Stimme heiser klang.

Gerit schenkte ihr ein gütiges Lächeln. »Kein Geld, falls ihr euch das fragt. Es wird nur erwartet, dass die Mitglieder unserer Gemeinschaft dort mit anpacken, wo es nötig ist. Im Gemüse- und Obstgarten und bei der Hausarbeit. Auch die Unterkunft, Speisen und Getränke kosten nichts. Und wie es der Zufall will, haben wir noch einige freie Plätze. Deshalb spreche ich heute zu euch.«

Insaylin fragte Jhorin leise: »Was hältst du davon?«

Statt ihr zu antworten, wandte er sich an Gerit: »Was sind das für Lehren dieses Meisters?«

Ein weiteres gütiges Lächeln. »Das lässt sich nicht in wenigen Worten beschreiben, hier und jetzt. Ihr müsst es selbst erleben. Und wenn ihr später feststellt, dass euch die Lehren meines Meisters nicht weiterbringen, könnt ihr die Gemeinschaft der flammenden Herzen jederzeit wieder verlassen.«

Insaylin murmelte: »Das klingt in der Tat nicht schlecht. Besser als ein Leben auf der Straße.« Laut fragte sie: »Gibt es in dem Tempel Betten?«

Gerit lachte herzlich. »Aber natürlich. Wir haben dort mehrere Schlafsäle. Es ist für alles gesorgt.«

Insaylin wandte sich Jhorin zu. Ihre Augen leuchteten. »Mensch, stell dir vor, endlich mal wieder in einem richtigen Bett schlafen.«

Jhorin musste im Stillen zugeben, dass das wunderbare Aussichten waren. Spirituelle Weisheiten mit Sicherheit auch. Aber die lange Zeit auf der Straße hatte ihn misstrauisch werden lassen. Insaylin war die einzige

Person, der er bedingungslos vertraute. Das hier hatte bestimmt einen Haken, den der freundliche Gerit verschwieg.

Ein Herr, der eine graue Mütze trug, fragte: »Woher hat denn Euer Meister seine Weisheit?«

Gerits Augen leuchteten, als er wieder zu sprechen begann. »Er ist jahrelang quer durch Vanfarin gereist und hat sich die Lehren und Weisheiten vieler Priester und anderer Leute angehört. Er hat Versenkung und andere Praktiken gelernt, um die eigene Spiritualität zu erfahren und in ihrer Tiefe zu erforschen. Meister Rhionhard hat auch eigene Methoden entwickelt, als ihm die Weisheit der Gottheiten zuteil wurde, in Visionen und Träumen.«

Jhorins Gedanken wirbelten durcheinander. Bisher hatte er sich nicht wirklich näher mit Spiritualität auseinandergesetzt. Sicher, in seinem Dorf gab es den einen oder anderen Schrein für einige der Gottheiten, die in Vanfarin verehrt wurden. Aber er selbst hatte nie den Ruf verspürt, einem göttlichen Wesen zu dienen. Auch die Gebete, die er seinen Eltern nachgesprochen hatte, das war eher halbherzig gewesen. Allerdings hatte er sich oft gefragt, was wohl der Sinn des Lebens sei, vor allem nach der Katastrophe mit den Untoten ...

Nachdenklich musterte er Gerit. Dieser wirkte in sich ruhend und gelassen. Ob sein Glauben an diesen Meister oder an die Gottheiten ihm diese Ruhe schenkten? Das war tatsächlich etwas, wonach Jhorin sich sehnte: innere Gelassenheit in diesem Leben, das von so vielen Entbehrungen geprägt war. Vielleicht war es eine gute

Idee, sich dieser Gemeinschaft anzuschließen? Konnte er dort so etwas wie einen tieferen Sinn für alles finden? In ihm kribbelte mit einem Mal ein Gefühl, das er schon lange nicht mehr gefühlt hatte: Neugier.

Gerit fuhr fort: »Wenn ihr euch mir anschließen möchtet, kommt morgen zur Mittagsstunde, die von den Glocken des Rathausturmes eingeläutet wird, zur Taverne *Zum fröhlichen Esel*. Von dort aus fahren wir ab. Seid pünktlich, wir werden nicht lange warten. Jeder von euch kann eine Tasche oder einen Rucksack mitbringen, beschränkt euch bitte auf das Nötigste. Und bringt etwas Geld mit, wenn ihr habt, als Spende an den Tempel. Das ist aber nicht verpflichtend.«

Er beantwortete noch weitere Fragen der Umstehenden. Jhorin lauschte diesen und fragte sich noch immer, wo sich wohl der Haken hinter all dem versteckte. Andererseits wollte er diesem freundlichen Mann so gern Glauben schenken. Außerdem würde er wohl nichts verlieren, wenn er mit zu diesem Tempel fuhr – er konnte jederzeit wieder gehen, wenn es ihm dort nicht gefiel.

Schließlich verabschiedete sich Gerit von den Umstehenden und erinnerte noch einmal an die Abfahrtszeit am morgigen Tag.

Insaylin blickte Jhorin eindringlich an. »Mir kommt diese Sache ein wenig faul vor. Ich meine, diese Tempel-Leute kennen uns doch gar nicht. Warum sollten sie einfach Fremde in ihre Gemeinschaft aufnehmen? Noch dazu so arme Schlucker wie uns?«

»Weil sie wollen, dass möglichst viele Wesen die Erleuchtung finden?«, hielt er dagegen. Er wollte so gern glauben, dass sich damit ein Ausweg aus seiner misslichen Lage auftat.

Insaylin musterte ihn aus verkniffenen Augen. »Bist du auf der Suche nach *Erleuchtung*? Und was genau soll das eigentlich sein?« Sie betonte das Wort ganz merkwürdig, als sei es ihr nicht geheuer.

»Bis eben habe ich mir darüber noch nicht so viele Gedanken gemacht«, gab er zu und rieb an einem Loch in seinem Ärmel, dessen Ränder ausgefranst waren. »Ich habe schon öfter über den Sinn des Lebens nachgedacht, aber keine Antwort gefunden, die mich zufriedenstellt. Vielleicht hat dieser Meister eine gefunden, und Gerit auch?«

Eindringlich blickte er sie an. »Und du hast es doch eben selbst gesagt, das ist bestimmt besser als ein Leben auf der Straße. Und der Winter kommt bald.«

Insaylin schauderte sichtlich. »Puh, erinnere mich nicht daran. Aber mal ehrlich, mir wäre es zehnmal lieber, eine gute Arbeit zu finden und mir eine Bleibe leisten zu können, als zu einem fremden Tempel aufzubrechen, in dem mich irgendwelche dahergelaufenen Priester oder Meister erleuchten wollen.«

»Willst du wirklich hierbleiben?«, fragte er sie nachdenklich. »Bitte, komm doch mit.« Er zögerte, ehe er weitersprach. »Seit damals die Untoten ... du weißt schon, seit sie alles zerstört haben, habe ich so ein Loch in meinem Inneren. Und es wird von Tag zu Tag größer. Und dunkler. Irgendwann wird es mich ganz

ausfüllen und dann ist nichts mehr von mir übrig, nur noch eine leere Hülle. Dann bin ich selbst kaum mehr als ein Untoter. Mir fehlt meine Familie so sehr! Ein Freundeskreis. Menschen, mit denen mich etwas verbindet. Ein gemeinsamer Traum, vielleicht.«

»Ich dachte, wir sind befreundet«, sagte sie mit trauriger Miene.

»Ja, das schon. Und ich mag dich sehr. Aber ich will endlich, endlich weg von der Straße.«

»Und wieso soll ich mitkommen? Traust du dich das nicht allein?« Sie strich über seinen Arm, über den Ärmel mit dem Loch. Eine vertraute Geste, die ihn daran erinnerte, wie wenig körperliche Nähe er zu anderen hatte. »Bleib lieber in Semvansin«, sagte sie mit Nachdruck. »Hier kennst du dich doch gut aus.«

»Ja, aber ich habe Angst vor dem Winter, wie gesagt. Weißt du noch, im letzten, als wir den Toten gefunden haben?«

Insaylin runzelte die Stirn. »Ja, das war schlimm.«

Sie hatten einen anderen Obdachlosen gefunden, der schon Tage vorher mit röchelndem Husten durch die Straßen gewankt war. Jhorin wusste bis heute nicht, ob der Arme an einer Lungenentzündung gestorben war oder durch Erfrieren in der Winterkälte. Jhorin hatte das bleiche, bläulich verfärbte Gesicht des Leichnams wieder vor Augen. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken.

»Komm mit, Insaylin«, bat er sie ein weiteres Mal.
»Wenn es uns dort nicht gefällt, hauen wir wieder ab.
Wir haben doch nichts zu verlieren.«

Sie antwortete nicht gleich.

Mit bangem Herzen musterte Jhorin sie. Die einzige Freundin, die er überhaupt hatte. War es waghalsig, worauf er sich einlassen wollte? War es ihr zu riskant?

»Na gut«, erwiderte sie schließlich. »Ich bin dabei.«

Glücklich zog er sie in eine Umarmung.

»Lass mich los«, protestierte sie. »Du müffelst. Das wollte ich dir schon heute Morgen sagen, als du mich im Rathaus umarmt hast.«

Er gab sie frei und zuckte mit den Schultern. »Das tun wir hier draußen doch alle. Aber du bringst mich auf eine Idee. Wie wäre es, wir gehen zum Bach und waschen uns da? Dann kann sich morgen auf der Kutschfahrt niemand über einen schlechten Geruch beschweren.«

»Gute Idee. Ich hab auch noch ein kleines Stück Seife, das hat mir die Seifensiederin auf dem Markt geschenkt, die gute Seele. Es ist ein Bruchstück, sie meinte, sie könne es nicht gut verkaufen. Lass es uns teilen, ja?«

Er nickte und sie machten sich auf zum Bach hinter der Einsiedlerstraße, die nicht weit entfernt vom Marktplatz lag. Der Einsiedlerbach war nicht besonders tief oder breit, aber dort waren sie ungestört und zum Waschen reichte es.

Insaylin öffnete die Knöpfe ihres Kleides und streifte es sich mitsamt der Unterwäsche über den Kopf. Sie trug keine Unterröcke, das war ein Luxus für Wohlhabende.

Er zog sich ebenfalls die abgerissene Kleidung aus, legte sie am Ufer ab und schöpfte sich mit der Hand Wasser über den Körper. Es war eiskalt und er zitterte. Das Wasser tat dennoch gut. Aber wie würde das alles erst im Winter werden? Es wäre der dritte für ihn auf der Straße. Es sei denn ...

Insaylin unterbrach diesen Gedanken, sie reichte ihm einen knochenfarbenen Kanten Seife, der recht angenehm roch. Danach schöpfte sie ebenfalls Wasser. Plötzlich lachte sie.

»Was ist denn?«, fragte er verwirrt.

»Ach, das kalte Wasser hat mich nur gerade an deine Augen erinnert. Wie blaues Eis.«

Er gab einen unwilligen Laut von sich. »Ich mag meine Augenfarbe nicht. Ich hab sie von meinem Großvater geerbt, aber ich hab mich nie gut mit ihm verstanden.«

Insaylin lächelte verschmitzt. »Ich finde sie hübsch.«

Er verschränkte abwehrend die Arme vor der Brust. »Willst du mir schöne Augen machen, oder was? Da beißt du bei mir auf Granit, und das weißt du.«

Sie lachte ein weiteres Mal hell auf. Beim Waschen hatten sie einander schon mehr als einmal nackt gesehen. Aber das war Insaylin gleichgültig, seit er ihr an-

vertraut hatte, dass er auf Männer stand und kein Interesse an Frauen hatte.

Sie winkte ab. »Schon gut. Ich kann auch einfach etwas hübsch finden, ohne die betreffende Person gleich anmachen zu wollen. Das weißt du doch.«

»Na, dann ist ja gut«, erwiderte er grummelnd. Jhorin rieb sich mit dem Seifenstück ein und danach mit dem eisigen Wasser.

Auch andere Leute, die auf der Straße lebten, kamen oft an den Bach, aber an diesem Tag waren sie die einzigen. In einiger Entfernung wusch ein Mann einen ganzen Haufen Wäsche, mit einem großen Waschbrett, aber er beachtete sie nicht, sondern war ganz in seine Arbeit vertieft.

Ein Vogel in einem nahegelegenen Baum beobachtete sie misstrauisch und krächzte. Jhorin genoss den Duft der Seife und das Gefühl des Wassers auf seiner Haut.

Insaylin begann zu singen, ein Bardenlied, das recht beliebt und bekannt war. Jhorin fiel mit ein und Insaylin lächelte ihn an, während sie gemeinsam weitersangen. Sie mussten einen seltsamen Anblick bieten: Zwei Nackte, die an diesem kühlen Herbsttag singend in einem Bach standen. Aber selbst der Mann mit dem Wäscheberg lächelte.

Jhorin betrachtete das als ein gutes Vorzeichen und er war gespannt auf die Reise zum Tempel ...